

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 7

Artikel: 3 Kioske am See
Autor: Brockhoff, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

Die Parzen spinnen.

Die beiden Damen konnten nicht umhin festzustellen, daß dieser Sommerabend ungewöhnlich schön war. Der See lag glatt und in friedlicher Ruhe vor ihnen. Kleine Wölkchen, die gemächlich über den unwahrscheinlich hohen und blassen Augusthimmel zogen, trieben dem Horizont zu, an dem die sanfte Kette des Vorgebirges langsam verdämmerte. Die Sonne stand immer noch recht hoch, worüber Frau Scheuchzer nicht genug staunen konnte. «Ein Sommerabend, mild wie im Süden», sagte sie und ging unwillkürlich etwas schneller. Mit «Süden» meinte sie den Tessin, wo sie jedes Jahr in einem billigen Hotel ihre kurzen Ferien verbrachte. Dort erholte sie sich zehn Tage lang von der gleichförmigen Arbeit in dem Tabak- und Zeitschriftenkiosk, den sie von der Zigarrenfabrik «Makedonia» gepachtet hatte. Sie dachte voller Sehnsucht an den nächsten, noch in weiter Ferne liegenden Urlaub im Süden, während ihre Blicke durch zwei kreisrunde Brillengläser verträumt über den See glitten, auf dem die späten Sonnenstrahlen flüchtige Zeichen malten.

«Da drüben fährt die Hellas», bemerkte Frau Scheuchzer und zeigte im Gehen auf ein stattliches weißes Motorboot, das stolz und schnell die Wasseroberfläche durchschnitt. «Da drüben», wiederholte Frau Scheuchzer, als sie merkte, daß ihre Nachbarin nach einer falschen Richtung blickte.

«Ja, ja natürlich», bestätigte Fräulein Beurer. Aber Frau Scheuchzer mußte zu ihrem Erstaunen feststellen, daß ihre Kollegin immer noch in eine falsche Richtung schaute. Dabei fuhr das Schiff ziemlich dicht am Ufer entlang, so daß Wilhelm Strupp, der Bootsführer, von seinem Stand aus den beiden Frauen einen Gruß zuwinkte.

«Sind Sie eigentlich sehr kurzsichtig?» fragte Frau Scheuchzer ihre Nachbarin geradeheraus. Und sie merkte gleich, daß sie mit dieser Frage einen empfindlichen Punkt bei Johanna Beurer getroffen hatte.

«Kurzsichtig? Ich?» Die Beurer schien richtig gekränkt. «Ein wenig vielleicht, aber nicht der Rede wert.»

Dummer Schwindel, dachte Frau Scheuchzer. Natürlich ist sie kurzsichtig. Ich möchte wetten, daß sie die Hellas überhaupt nicht gesehen hat. Die tut gerade so, als wäre Kurzsichtigkeit eine Schande! Und dabei griff sie beinahe stolz an ihre eigene vernickelte Brille, die sie auf ihrer kleinen, runden Nase ein wenig zurechtrückte.

«Die Hellas holt jetzt den Chef ab», sagte die Beurer, sichtlich in dem Bestreben, das Thema zu wechseln. «Der Strupp muß sich aber eilen, denn um halb acht Uhr wartet der Chef schon an der Anlegestelle am Bellevue. Jetzt ist's doch gleich halb acht.»

«Der soll ruhig mal ein bißchen warten. Der hat es bequem genug. Braucht kein Bein zu rühren, um von der Stadt nach hier heraus in seine Villa zu kommen. Der setzt sich früh auf sein Schiff, und ehe er seine Zigarre zu Ende geraucht hat, ist er in der Stadt. Wenn wir zu ihm kommen und ihn bitten, die Pacht für die Kioske zu senken, weil die paar Zigaretten und Zeitungen, die man heute verkauft, nichts mehr einbringen, dann jammert er, wie schlecht die Fabrik geht. Der muß an seinen Zigarren noch ein schönes Geld verdienen, wenn er sich die Villa, das Auto, die Yacht und all das andere noch leisten kann. Da muß ich sagen: die Beck hat recht, wenn sie erklärt, daß wir uns das nicht länger gefallen lassen dürfen. Würde Herr Xylander jeder von uns dreien nur dreißig Franken monatlich nachlassen, dann wäre uns schon geholfen, und die Makedonia-Fabrik würde den Verlust von neunzig Franken monatlich gar nicht spüren.»

Die Beurer blieb ein paar Schritte stehen. «Die Beck hat gut reden», sagte sie dann, «aber mehr als Gerede kommt bei der ganzen Sache nicht heraus. Wir wissen, daß Xylander die Pacht nicht senken wird. Er ist dazu nicht verpflichtet, denn wir haben noch zwei Jahre lang den Vertrag mit ihm, und solange der läuft, können wir nichts machen.»

Die Scheuchzer lief wie eine aufgeregte Ente neben ihr her. «Wir müssen ihn zwingen», rief sie, und ihre Augen funkelten angriffslustig. «Die Beck wird die Sache schon richtig in die Hand nehmen. Das ist eine Frau, die Mut hat.»

«Bis jetzt hat sie jedenfalls ihren Mut nicht bewiesen. Und ich glaube auch nicht, daß sie ihren großen Mund und ihre Kaltblütigkeit bewahren wird, wenn es darauf ankommt. Ich möchte einmal sehen, was die Beck alles anstellen würde, wenn sie in so einer Gefahr schwebte wie ich.»

Frau Scheuchzer riß ihre kugelförmigen Augen auf und startete ihre Begleiterin fassungslos an. Sie war so überrascht, daß sie gar nichts fragen konnte, und Fräulein Beurer schien nicht geneigt, sich von allein über die Gefahren auszulassen, die sie eben angedeutet hatte. Sie weidete sich gründlich an dem sprachlosen Erstaunen der Kollegin. Die faßte sie schließlich und überschüttete sie mit einem wilden Sturzbach von Fragen.

«Eine Gefahr? Um Gottes willen, was für eine Gefahr? Hat Sie jemand bedroht? Ist eingebrochen worden? Ja, so reden Sie doch! Ich zerspringe ja vor Ungeduld.»

Der Beurer war es ganz recht, daß Frau Scheuchzer vor Ungeduld zersprang. Gerade das hatte sie erreichen wollen. Sie beeilte sich darum gar nicht mit ihrer Antwort, blickte nervös zwinkernd über den See nach der Stadt hin, die mit den beiden Türmen des Münsters herübergrüßte, die sie begann: «Es ist eigentlich nicht der Rede wert. Man soll derartige Sachen nicht zu ernst nehmen. Auf anonyme Briefe darf man nichts geben.»

«Ein anonym Brief?» fragte Frau Scheuchzer atemlos.

«Ja, ein anonym Brief. Und so voll Drohungen, daß die mutige Frau Beck drei Nächte lang nicht einschlafen würde. Ich solle mich in acht nehmen, steht da drin. Wenn mir mein Leben lieb sei, sollte ich meinen Kiosk an der Seepromenade lieber heute als morgen aufgeben. Sonst würde etwas Furchtbares passieren.»

«Da muß man doch etwas tun», rief Frau Scheuchzer und rückte unruhig an ihrer Nickelbrille. «Haben Sie denn wenigstens sofort die Polizei verständigt und um eine starke Bewachung gebeten?»

Die Beurer lachte überlegen. «Das hätte vielleicht die mutige Frau Beck getan! Ich lasse mir doch durch einen anonymen Brief nicht Angst machen. Ich hab den Brief Herrn Xylander gebracht, und er hat ihn behalten. Er meinte auch, ich solle mich durch so einen Dummjungenstreich nicht einschüchtern lassen.»

Frau Scheuchzer aber war keineswegs dieser Ansicht. Sie wollte genau den Wortlaut des Briefes wissen und fand es unverzeihlich, daß man sich nicht an eine Behörde gewandt habe. Wenigstens an ein Detektivbureau. Wenn schon nicht an die Polizei. Sie malte ihrer Kollegin alle bevorstehenden Schrecken aus, mußte aber abbrechen, denn man stand schon vor dem Tea-Room in der Pelikanstraße, in dem man sich mit Frau Beck verabredet hatte.

Frau Rosa Beck saß hager und überlebensgroß vor einem leeren Glas Tee. Sie wartete schon eine ganze Weile auf die beiden Kolleginnen und hatte schon Angst, die anderen beiden würden gar nicht kommen. Auf die Beurer war kein Verlaß, das wußte sie schon lange, und

die Scheuchzer ließ sich leicht beschwätzen. Ungeduldig blickte sie alle zwei Minuten auf die Uhr, die, an einer langen goldenen Kette um den faltigen Hals gehängt, in einer kleinen Tasche ihres Rockes steckte. Frau Beck wußte, daß dies keineswegs der neuesten Mode entsprach, ebensowenig wie der hohe, schwarze Kragen, der durch eine Anzahl von Fischbeinstäbchen steif und aufrecht gehalten wurde. Aber sie trug diese Pracht von 1900 als Protest gegen die neue Zeit, als deren Verkörperung sie ihre Kollegin Johanna Beurer aus tiefster Seele haßte.

Trotzdem setzte Frau Beck, als jetzt die beiden Damen den kleinen Tea-Room betraten, ihr gewinnendstes Lächeln auf. Sie wußte nur zu gut, daß sie Fräulein Beurers Vertrauen gewinnen mußte, wenn der Plan, den sie ausgeheckt hatte, Erfolg bringen sollte. Und um der gemeinsamen Sache willen war sie sogar bereit, ihre persönlichen Gefühle gegen die Feindin zurückzustellen. Nicht genug damit: sie bezwang, wenn auch mit Mühe, ihren fast krankhaften Geiz und lud die beiden anderen zu je einem Glas Tee und einem Stückchen Patisserie ein.

Als der Tee getrunken und die Törtchen vertilgt waren, begann Frau Rosa Beck große Stunde. Gründlich und mit großer Beredtheit setzte sie den beiden Kolleginnen auseinander, daß man Herrn Xylander, den Chef der «Makedonia»-Fabrik, zur Senkung des Pachtzinses für die drei Kioske zwingen müsse. Ihre hageren Wangen glühten, sie flüsterte erregt und sah sich von Zeit zu Zeit verstohlen in dem völlig leeren Tea-Room um, so daß die Serviertochter der festen Ueberzeugung war, hier würde ein geheimnisvolles Verbrechen vorbereitet.

Gaston, etwas unbeständig.

In den Büroräumen der Zigarrenfabrik Makedonia ahnte man nichts von der Verschwörung, die in einem kleinen Tea-Room in der Pelikanstraße angesetzt wurde. Man arbeitete hier so fleißig wie an jedem andern Tag, sogar noch etwas fleißiger, denn es war schon sieben vorbei, und man hatte immer noch nicht Feierabend gemacht. Friedlich ging es auch hier nicht zu. Die beiden Chefs zankten wieder einmal. Sie zankten sich in der letzten Zeit ziemlich häufig, aber so laut wie heute abend hatten sie schon lange nicht miteinander geschrien. Das heißt: nur der eine von ihnen schrie, Herr Arnold Loos, ein kleiner, kugliger Mann, der mit winzigen aufgeregten Schritten in seinem Bureauzimmer auf und ab lief. Der andere Inhaber saß in einem weichen, bequemen Klubsessel und hörte sich ironisch lächelnd den großen Zornesausbruch seines Soziums an.

Eleutherios Xylander also lächelte. Weniger über das, was sein Mitinhaber Loos ihm gerade erzählte, sondern weil er gewohnt war, immer zu lächeln. Er wußte, daß man dann seine wunderbar weißen Zähne sah, die die dunkle Schönheit seines Gesichts vollendeten. Er hatte die bronzefarbene Haut aller Griechen, die von einer solchen Reinheit war, daß man glaubte, das Blut dahinter fließen zu sehen, den schmalen, kantigen Kopf, über dem sich die blauschwarzen Haare glatt wie eine Kappe wölbten. Von der linken Stirnseite zog sich eine schmale, schneeweiße Strähne über den langen Hinterkopf, die wie eine Diagonale die glänzende dunkle Fläche kühn durchschnitt.

«Ich glaube, Sie hören gar nicht zu», schrie Herr Loos jetzt wütend. Er zog ein riesengroßes weißes Taschentuch heraus und trocknete sich die Schweißtropfen auf seiner wulstigen Stirn.

«Aber selbstverständlich, lieber Freund», entgegnete Xylander, «es ist sogar sehr interessant, was Sie mir eben mitgeteilt haben.»

(Fortsetzung Seite 206)



Der Artist
Nicol
verschlingt
den Kopf
des Artisten
Martin



*L'illusionniste
Nicol
avale la tête
de son collègue
Martin*



Herr Loos fuchtelte erregt mit seinen kurzen Armen. «Interessant! Interessant!» erbot sich. «Das ist nicht interessant, das ist ein Skandal. Sie wissen genau, daß die polnische Lieferung unser bestes Geschäft ist. Wenn wir die verlieren, können wir uns aufhängen.»

«Das kann man wohl sagen», meinte Xylander lächelnd und betrachtete interessiert seine Fingernägel. «Dann können wir uns wohl aufhängen. Und Sie sind also der Ansicht, ich sei daran schuld, daß die polnische Monopol-Verwaltung sich über die Qualität der Zigarren beschwert, die wir liefern?»

«Natürlich sind Sie daran schuld», ereiferte sich der kleine Loos von neuem. «Wer hat im vorigen Jahre diesen Schundtabak in Saloniki eingekauft? Sie oder ich?»

«Was verstehen Sie schon von Tabak, lieber Freund? Ich weiß schon, was ich einkaufe», sagte Xylander überlegen. «Aber ich weiß gar nicht, warum Sie sich so aufregen. Das ist doch nicht das erste Mal, daß sich die Polen beschweren. Das tun sie doch nur, um den Preis zu drücken. Die Lieferung werden wir darum noch lange nicht verlieren. Außerdem werde ich die Sache heute abend mit Herrn Zagoreski besprechen. Er fährt ja in einigten Tagen nach Polen zurück und dann kann er alles persönlich regeln.»

Aber Herr Loos schien sich nicht so leicht abfertigen zu lassen. Er begann wieder furchtbar zu poltern. Trudi Leu, die kleine Sekretärin, die im Nebenzimmer saß, hatte sich schon zweimal bei einer langen Addition verrechnet, weil der Lärm sie ganz irre machte. Da hatten jetzt die Zimmer der beiden Chefs schon doppelte Türen bekommen, aber es half immer noch nichts. Was die Chefs in der letzten Zeit nur immer miteinander zu zanken hatten! Da verging beinahe kein Tag, an dem es nicht Krach gab!

Trudi rechnete und rechnete. 56... 63... 71... 74... 82... 85..., mein Gott, wieviel? Jetzt hatte sie wieder den Faden verloren. Und sie mußte zugeben, daß es nicht nur an dem Krach der beiden Chefs lag. Ihre Gedanken hatten schon längst Feierabend gemacht. Es war schon nach sieben, und Herbert wartete bereits vor dem Portal. Aber der Loos hat doch gesagt, er müsse noch unbedingt einen Brief diktieren, da kann ich nicht weggehen, wo er sowieso schon so wütend ist.

Trudi Leu steckte ihr kleines, rundes Näschchen wieder tief in das Geschäftsbuch mit den vielen Zahlen. Eine dichte Strähne ihres hellen kurzen Bubenhaars fiel ihr mutwillig über die hohe, glatte Stirn. Das war zwar hinderlich, denn Trudis Augen, dunkelblau und von fast schwarzen Wimpern umkränzt, mußten eilig über die endlosen Zahlenreihen spazieren. Aber diese Locke war nicht zu bändigen. So oft Trudi sie zurückstrich, so oft glitt sie wieder herab und schaukelte hartnäckig vor der kleinen Stupsnase hin und her.

Wieder war Trudi in ihrer Addition bei der Zahl 85 angekommen, als die Tür sich öffnete und Herr Xylander das Zimmer seines Kompagnons verließ. «Na, wollen Sie heute abend denn nicht nach Hause gehen, Fräulein Leu?» fragte er freundlich.

«Ich will schon», meinte Trudi, «aber Herr Loos wollte mir noch einen Brief diktieren. Der sei sehr eilig und müsse heute abend noch weg.»

«So eilig war er wohl nicht», erklärte Xylander. «Herr Loos ist schon fortgegangen. Ja, wenn er sich aufregt, dann vergißt er die wichtigsten Sachen. Jedenfalls brauchen Sie nicht länger zu warten. Also gute Nacht, Fräulein Leu. Aergern Sie sich nicht zu viel!» setzte er tröstend hinzu, als er sah, daß Trudi wegen der unnötigen Warterei die Unterlippe vorschoß. Er nickte noch einmal kurz, dann verschwand er federnd und ungeheuer schlank im Nebenzimmer.

Er ist wirklich ein netter Chef, dachte Trudi, als sie ihr Köfferchen zusammenpackte. Zu nett vielleicht. Der Herbert hat schon recht, wenn er mich lieber hier weg hätte.

Herbert war heute abend ganz besonders schlecht auf die Chefs der Makedonia-Fabrik zu sprechen. Fast eine halbe Stunde hatte er warten müssen. «Das ist wirklich die Höhe», schimpfte er, als Trudi die Treppenstufen heruntergehüpft kam. «Um halb acht erscheinst du. Und ich hatte mich so gefreut, heute abend ein bißchen mit dir am See spazieren zu gehen. Jetzt geht es wieder nicht. Ich bin auf neun mit Gaston verabredet.»

«Du warst es», meinte Trudi lakonisch. «Inzwischen hat dieser launische Meyrat bei mir im Bureau angerufen. Ich soll dir bestellen, er hätte heute abend keine Zeit. Er hat mir da irgend etwas erzählt von einem Artikel, den er bis morgen mittag auf der Redaktion der 'Illustrierten' abliefern muß. Und somit steht unserm abendlichen Spaziergang am See wohl nichts mehr entgegen.»

Man beschloß, die Strandpromenade eine halbe Stunde entlang zu gehen und dann da draußen irgendwo zu Nacht zu essen. Die Bäume, die den Quai säumten, warfen lange, unheimliche Schatten auf den Weg. Ganz tief stand die Sonne und tauchte den westlichen Himmel in goldenes Rot, vor dem sich der schmale, spitze Turm des Fräunstrüms wie eine klare Silhouette abhob. Ueber den See schlich langsam von Norden her die abendliche Dämmerung. Er wurde dunkel, als zöge er ein schwarzes Kleid an, und seine sanften Wellen plätscherten die letzten hellen Lichter aus Ufer. Die Segelboote zogen ruhig und gelassen wie kleine Schwäne nach der Stadt zurück. Freche, kleine Paddelboote hüpfen an ihnen vorbei und brachten fröhliche Unruhe in die leichte Me-

lanchole des Abends. Eine großes weißes Motorboot verließ den Anlegeplatz am Bellevue und fuhr in den offenen See hinaus. Es lag noch genug Taghelligkeit über dem Wasser, daß man vom Bug die goldene Aufschrift «Hellas» lesen konnte.

Trudi war sehr gesprächig. Sie mußte ihre Beine tüchtig anstrengen, um Schritt zu halten mit ihrem Begleiter. Sie war so klein und Herbert war unvershämmt groß, noch ein ganzes Stück größer als Herr Xylander. Trudi betrachtete ihn neugierig von der Seite und stellte voller Befriedigung fest, daß er sich gut neben ihrem schönen Chef sehen lassen konnte. Er hatte glänzend-braunes Haar, breite, kräftige Backenknochen, über denen weiche, etwas schräg liegende Augen Wacht hielten. Doch, Trudi fand ihren Freund sehr stattlich; sie war zufrieden.

Sonst hatte sie freilich allen Grund, unzufrieden zu sein. Unbekümmert um die Schönheit des Abends erzählte sie Herbert von ihren Sorgen. «Ich hab das Gefühl, daß das nicht mehr lange gehen wird mit der Makedonia. Gestern hab ich mir wieder die letzten Bilanzen vorgenommen. Ich sage dir, das sieht schlimm aus. Man begreift gar nicht, wie das Geschäft noch weitergeführt werden kann. Seit über drei Jahren wirft es keinen Gewinn mehr ab. Wo der Xylander das Geld nur hernimmt für all seinen Aufwand? Mir ist das ganz rätselhaft.»

«Der Herr Loos ist dafür um so bescheidener», meinte Herbert. «Er gleicht den Luxus von Xylander wieder aus.»

«Der gibt auch mehr aus, als er sollte», maulte Trudi vor sich hin. «Glaubst du, diese Riesenblumensträuße, die er jede Woche vom Bureau aus bestellt, kosten nichts? Jeden Montag ruft er bei seinem Blumengeschäft an und legt den Wochenplan fest: weißer Flieder, gelbe Rosen, Tulpen, Orchideen — ganz egal, ob Sommer ist oder Winter. Von seinen Aufträgen kann eine ganze Gärtnerei leben. Ich möchte nur wissen, wem er all das Gemüse schickt. Irgendein Geheimnis ist da sicher dabei. Warum bestellt er die Blumen immer vom Bureau aus und nicht von seiner Privatwohnung? Er will sicher nicht, daß seine Schwester etwas merkt. Die hält ihn streng. Wenn man sie nur sieht, dann weiß man schon, warum der nicht geheiratet hat. Die große Schwester hat's ihm eben nicht erlaubt.»

«Du machst dir ja viel Sorgen um die Lebensführung deiner Chefs», meinte Herbert etwas spöttisch. «Es ist doch ganz egal, wem der dicke kleine Mann die Blumen schickt.»

Trudi aber schüttelte unwillig ihren kurzen Schopf. «Ist mir auch ganz gleich», sagte sie grollend. «Aber daß in diesen schlechten Zeiten soviel Geld hinausgeworfen wird, das fuchst mich. Wenn es weiter so bergab geht, dann werden sie wieder bei dem Bureaupersonal einsparen müssen und dann 'Adieu' Fräulein Trudi Leu. Ich bin sicher eine der ersten, die herausfliegt. Dann kann ich armer Wurm verhungern, nur damit der Herr Loos der Dame seines Herzens täglich Blumen auf den Weg streuen kann.»

«Wenn es mal so weit kommt», erklärte Herbert großmütig, «dann werde ich dir schon von Zeit zu Zeit ein Stückchen trockenes Brot zustecken.»

«Ach du mit deinen 200 Franken! Eh du die Volontärstelle an der dummen Zeitung gegen etwas Besseres vertauschst, wird noch viel Wasser in den See fließen.»

«Du hast eben kein Vertrauen zu mir», sagte Herbert ärgerlich. «Du wirst sehen, ich mache noch ganz groß Karriere. Der Kelling gibt nächstes Jahr seinen Posten als Gerichtsreporter bei den «Neuesten Nachrichten» auf. Dann werde ich sein Nachfolger. Wenn ich gar vorher durch einen großen Kriminalfall bekannt werde...»

«Wenn, wenn, wenn... Auf deinen großen Fall warten wir seit drei Jahren. Ich sehe schon, daß ich eines Tages das Zwinglidenkmal stehen und irgendwo vergraben muß. Dir sage ich dann, wo es liegt, du findest es kraft deiner kriminalistischen Begabung und führst den Zwingli im Triumph in die Stadt zurück. Dann kannst du dir sicher auch bald so eine herrliche Villa bauen.»

Man war ziemlich weit hinausgespaziert. In gemessenen Abständen säumten schöne, weiße Häuser das Ufer. Eben kam man an der Besitzung des Herrn Eleutherios Xylander vorbei, einem hübschen, zweistöckigen Haus, dessen grüner Efeu sich bis zum spitzgiebligen Dach rankte. Ein hellgestrichener Eisenzaun gewährte Einblick in ein mustergültig gehaltenes Alpino. Wo die Umzäunung aufhörte, stand ein kleiner hölzerner Kiosk, hinter dem üppiges Ufergebüsch wucherte. Das niedrige Blockhäuschen war mit riesigen Plakaten geschmückt, auf denen ein zufriedener lächelnder Herr Reklame für die «Makedonia»-Zigarren machte. Hier verkaufte Fräulein Johanna Beurter tagsüber Zeitungen und Rauchwaren. Auch Photoarbeiten konnte man ihr zum Entwickeln anvertrauen. Man warf sie in den großen Briefkasten an der Kioskstür, der jeden Morgen um 8 von einem Photohaus geleert wurde.

«Wollen wir noch weitergehen?» fragte Trudi. «Nicht mehr sehr weit. In 10 Minuten können wir an ein hübsches Restaurant, so weit müssen dich deine kleinen Beine noch tragen.»

«Der Gaston Meyrat hat's aber gut», stellte Trudi fest. «Der kann hier draußen wohnen, direkt am See! Ueberarbeiten muß er sich auch nicht. Seitdem Robbi in die Schule geht, hat er nichts mehr zu tun, als die Schulaufgaben mit ihm zu machen. Das dauert noch keine

Stunde. Du hättest auch lieber Hauslehrer bei irgend so einer Frau Zerkinden werden sollen. Da hat man was vom Leben.»

Herbert fand die Stellung seines Freundes gar nicht so beneidenswert. Er wußte, wie launisch Frau Zerkinden war, und wie schwer es Gaston mandmal hatte, mit ihr auszukommen. Manch anderer wäre sicher nicht lange hier draußen geblieben, in diesem einsamen Haus, das mit seinen harten Konturen streng die Form eines grell-weißen Würfels nachbildete. Aber Gaston, das ahnte Herbert im geheimen, hing nicht nur an seinem Zögling Robbi, sondern ein dumpfes, übermächtiges Gefühl, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wagte, band ihn an Robbis Mutter, die in strenger Einsamkeit ihr eigenwilliges Leben führte.

«Ich will Gaston doch noch einmal fragen, ob er heute abend keine Zeit hat», meinte Herbert nach einer Weile. «Wo wir jetzt doch schon hier herausgepölgert sind, könnte man gut noch ein bißchen zusammen sein. Ich rufe ihn rasch an.»

«Du ruft ihn an?» fragte Trudi erstaunt. «Von hier sind's doch keine zwei Minuten bis zu Frau Zerkindens Haus. Da kannst du doch schnell herübergehen.»

«Nein, das kann ich nicht. Das ist ganz ausgeschlossen. Gaston hat es nicht gern, wenn man ihn besucht. Frau Zerkinden will es nicht. Ihre Menschenscheu grenzt schon ans Krankhafte.»

Während Herbert telephonierte, hatte Trudi Zeit, sich über Frau Zerkinden Gedanken zu machen. Sie spürte eine instinktive Abneigung gegen diese Frau, von der kaum jemand mehr wußte als den Namen. Das geheimnisvolle Zwielficht, das dieses Leben umgab, war ihr unfaßlich, unsympathisch. Aber daß gerade Gaston, der kluge und besonnene Gaston Meyrat, von dem sonderbaren Zauber dieser Frau so gefangen war, machte sie stutzig. Da mußte mehr dahinter stecken als ein Bluff, da mußte eine unentrinnbare, gefährliche Kraft am Werke sein. Wer konnte wissen, was das Leben dieser Frau so beschattete? Sie war nicht mehr jung und hatte dem Schicksal Zeit genug gegeben, zu drohen und zu zerstören. Trudi blickte hinüber zu dem klargefügten Haus, in dem ein streng verschlossenes Leben sich vergrub. Nach der Straße zu zeigte es fast keine Fenster, als wolle es der Welt den Rücken drehen. Gerade eben stieg vor dem Tor ein Ausläufer von seinem Rad ab und gab dem Dienstmädchen einen großen, eingewickelten Blumenstrauß. Das Mädchen schien den Burschen gut zu kennen. Trudi sah die beiden ein Weilechen schwatzen und lachen. Dann schloß sich die Tür und das Haus lag abweisend wie zuvor.

«Also Gaston kommt nun doch. Er wollte heute abend gern arbeiten. Aber Frau Zerkinden hat ihm wieder einen Strich durchgemacht. Er muß in der Stadt irgend etwas für sie holen, ein Buch, glaube ich. Um 10 Uhr treffen wir uns im «Select».

Herbert zahlte. Ringsum war es so still, daß man das Klappern der Geldstücke überlaut hörte. Der Wind hielt den Atem an, ganz selten nur ließ er die schwerelauden Kastanienbäume aufrauschen. Das Geräusch der kleinen Uferwellen klang einformig und regelmäßig, so daß man es kaum wahrnahm.

Ein sehr weicher Laut kam plötzlich über das Wasser geweht. Eine traurig beschwörende Weise erhob sich, voll, weh und dunkel, als wänten viele Stimmen miteinander. Trudi, der mutigen, verwegenen Trudi Leu, lief es kalt über den Rücken. In weiten Kurven schwang die Melodie ihre Trauer aus, setzte sich fest in dem dichtgrünen Gebüsch der Bäume, versickerte und flammte wieder auf, mühsam emporsteigend zu bewegender, peinvoller Klage.

Die Serviertochter war durch diese plötzliche Abendmusik keineswegs überrascht. «Das ist die Dame vom Haus nebenan», erklärte sie auf Herberts Frage und deutete auf die Villa Ina Zerkindens. «Die spielt oft, fast jeden Abend. Manchmal noch um 10 Uhr. Schaurig hört sich das an, wenn alles so dunkel und still ist. Schon weil es ganz anders klingt wie sonst die Musik, die man kennt. Sie spielt nämlich auf einem Fagott, das ist etwas ganz Seltenes. Ja, sie ist sehr musikalisch, die Dame. Und schön ist sie, so schön!»

Auf dem Heimweg zur Stadt sprachen die beiden wenig. Sie schritten rasch unter dem breiten Laubdach der Bäume, die den Quai umsäumten. Die Nacht war gekommen, der See schlief schwarz, und ringsherum blitzten Lichter auf, die sich zitternd in dem dunklen Wasser spiegelten. Ein sanfter Wind hatte sich erhoben und trug sorgsam und weit hinaus die klagende, dunkle Stimme eines Fagotts.

Eine Jaßpartie fliegt auf.

Das Verwaltungsgebäude der Lebensversicherung «Phöbus A.-G.» galt mit Recht als das Muster eines neuzeitlichen Bürohauses. Es hatte sechs Stockwerke und breitete seine wuchtige, glatte Fassade in stolzem Selbstbewußtsein an der Seepromenade hin. Durch die breiten Fenster der Arbeitsräume hatte man einen herrlichen Blick auf den See, den die Beamten gern und ausführlich genossen. Nur von der zweiten Etage aufwärts konnte man auf das Wasser schauen. Den ersten beiden Stockwerken war der Ausblick durch die Villa Herrn Xylanders, die gerade gegenüber lag, versperrt.

Um diese Stunde lag die breite Fensterflucht in tiefem Dunkel. Nur aus dem kleinen Fenster neben dem Haupt-

(Fortsetzung Seite 208)



In der Sonne von St. Moritz

Eine Reihe internationaler Eistars beim Zehenspitzen-Schlittschuhlaufen. Von links nach rechts: Inge Manger (Schweiz), Susi Demoll (Deutschland), Helge und Ingeborg Brands (Angleterre), Maja Heek (Schweiz), Hazel Franklin (England), Vivien Holten (Schweden), Deryl Stiles (England), Gladys Jaffir, Patsy Sheridan (beide England) und Angela Anderes, die Schweizer Meisterin.

portal drang helles Licht. Die Kunden der «Phoebus» konnten ruhig schlafen, denn der Nachtporrier Louis Schütterlin wachte sorgsam über ihre Werteinlagen und Policen. Im Moment war seine Aufmerksamkeit allerdings mehr auf die Jaßpartie gerichtet, die in seiner Loge gerade im besten Gange war. Auf die weiche Filzunterlage fielen in kurzem Abstand die bunten Spielkarten. Der alte Schütterlin war noch der Bedächtigste; so kaltblütig wie er spielte höchstens noch sein Gegenüber Wilhelm Strupp, Bootsführer auf der «Hellas», dem man seine maritime Vergangenheit an der verwitterten Haut seines Gesichtes deutlich genug ansah. Er hielt auch, obwohl man erst eine halbe Stunde spielte, bereits bei der vierten Flasche Bier, und wenn auch Herr Schütterlin sich gern sein Glas vollschenken ließ — den allergrößten Teil hatte er selbst getrunken. Mit Mißbilligung blickte er unter seinen bausigen Brauen auf den Kollegen Carlo Pedroni herab, Chauffeur in der Makodonia-Fabrik und in den persönlichen Diensten des Herrn Xylander, dem es seine Ehre als Amateurboxer streng verbot, einen Tropfen Alkohol anzurühren. Er brauchte freilich solche Aufmunterungsmittel nicht und spielte auch ohne Bier hitzig und fähig genug, ärger noch als der kleine Portierpage Bernd Schwyzler, dem man manches verzeihen mußte, weil er ja erst 16 Jahre war.

Das Glück war auf Seite der Bedientigen. Vor Schütterlin und Strupp sammelte sich Stuch um Stuch, und die kleine Schiefertafel, auf der die Resultate vermerkt wurden, zeigte deutlich, daß das vorsichtige Spielen sich belohnte.

«Ja, Unglück im Spiel, Glück in der Liebe», sagte Wilhelm Strupp, und wenn er Carlo Pedroni dabei auch nicht ansah, so wußten doch alle, wer gemeint war. Und

alle dachten sie gleichzeitig an ein gewisses Fräulein Beurer, das tagsüber in dem Kiosk vis-à-vis Zeitungen und Tabakwaren verkaufte. Strupps Sprichwort stimmte leider gar nicht, denn Pedroni hatte in der Liebe ebenso wenig Glück wie bei der heutigen Jaßpartie. Und darum wohl sah der Chauffeur wütend von seinen Karten auf, warf einen schrägen Blick auf seinen Nachbarn und bekam vor Wut zwei kreisrunde rote Flecke auf seinem braunen Gesicht.

Die gemüthliche Stimmung war jedenfalls dahin, eine harmlose Ablenkung erwies sich als nötig, und darum sagte der alte Portier mit überlauter Stimme in das gespannte Schweigen: «Hier hast du zwei Fränkchen, Bernd, spring in die Wirtshaft und hol vier Flaschen Bier!»

Dem kleinen Bernd Schwyzler war es zwar gar nicht recht, daß er das Spiel im Stich lassen mußte. Er hatte besonders gute Karten; aber der alte Schütterlin war sein Vorgesetzter, und ja mußte Bernd eben springen. Er lief so schnell wie es ging, um recht bald wieder zurück zu sein. Als er aus dem Portal stürzte, hatte er beinahe jemanden umgerannt. Der Mann hatte es selbst sehr eilig, denn er wartete Bernds Entschuldigung gar nicht erst ab. Dabei fiel es Bernd, als er sich umdrehte, ein, daß er den Herrn doch kannte. Meyrat hieß er, oder so ähnlich, und war Hauslehrer bei Robbi Zerkin, der auf dem Schulweg jeden Tag hier vorbeikam und mit ihm, Bernd Schwyzler, schon oft Briefmarken ausgetauscht hatte. Außerdem kannte Bernd Herrn Meyrat noch aus der Zeit, da er Page im Redaktionsgebäude der «Neuesten Nachrichten» gewesen war. Meyrat war oft hingekommen, um Herrn Herbert Höflin zu besuchen, und einmal hatte der Page Bernd den Hauslehrer bis vor Herrn Höflins Redaktionszimmer geleitet. Das muß ein ungemüthlicher

Herr sein, dieser Meyrat, dachte Bernd, was der für ein ernstes und finsternes Gesicht gemacht hat. Und so verächtlich eilig hat er es gehabt.

Als der Page mit seinen vier Flaschen zurückkam, hatte sich die Atmosphäre in der Portiersloge wieder entspannt.

«Laß den Kopf nicht so hängen», sagte Wilhelm Strupp gerade, «was nicht ist, kann noch werden.» Und der kleine Bernd Schwyzler erriet sofort, worüber die drei in seiner Abwesenheit gesprochen hatten, obwohl das eine Angelegenheit war, die einen sechzehnjährigen Jungen noch gar nichts anging.

«Nehmen Sie doch auch einen Schluck, das hilft gegen alles», meinte Schütterlin, als er die erste Flasche aufmachte. Aber Pedroni schüttelte nur stumm und traurig den Kopf.

Man spielte eifrig und schweigsam. Gesprochen wurde überhaupt nicht mehr. Die Filzunterlage schluckte alle Geräusche, und wenn auch der kleine Bernd sich oft bemühte, nach Art der Erwachsenen seine Karten in sich selbst Schwing hinzuhauen, — es ließ sich kein Laut hören. Nur der gleichmäßige Gang der großen Weckuhr zerstückte die Stille. Mit leisem Glucksen floß von Zeit zu Zeit das Bier in die Gläser. Selten ließen sich Schritte vernehmen. Einmal hörte man in der Nähe ein Auto anfahren, es schien es besonders eilig zu haben. Sonst aber hatte die Nacht ihr sommerlich müdes Schweigen über die Promenade, die Häuser, über den See gebeugt.

Der Knall kam so unheimlich laut und unerwartet, daß die vier gleichzeitig vor Schreck aufsprangen. Ein grellweißer, zersprühender Schein zerriß für eine kurze Sekunde das milde nächtliche Dunkel und stach wie glü-

hendes Eisen in die Augen der Männer. Nachher schien die Nacht viel schwärzer; der dröhnende Schlag hing noch in der Luft, als der fahle Blitz längst schon erloschen war. Der Vorhang am Fenster schlug knatternd ins Zimmer, die Spielkarten wirbelten vom Tisch. Man hörte das polternde Aufschlagen von Holzstücken, die auf die Erde zurückfielen. Auch im Wasser klastschte es ein paar Mal laut auf.

«Die Hellas», schrie Carlo Pedroni, der als erster wieder Worte fand. «Das kommt von da drüben, wo die Hellas liegt.» Wilhelm Strupp wurde noch bleicher, seine Augen kniffen sich böse zusammen. Er rannte hinaus. Die andern rannten nach. Sie standen gerade in der Tür, als der zweite Schlag erfolgte.

«Frau Ina spielt Fagott»

Das Café Select war heute ebensovoll wie an allen anderen Abenden der Woche. Nur mit Mühe war es Trudi gelungen, zwei Plätze zu erobern. Es waren freilich zwei besonders schöne Plätze, direkt an der Brüstung, die sich rings um die Galerie zog. Man konnte hochmütig hinunterschauen auf die vielen jungen Leute, die auf ihren Barstühlen hookend, aufgeregte Gespräche über die Kunst und das Leben, über die Politik und die Liebe führten. Von den vielen Problemen war die Luft ebenso geschwängert wie von dem Rauch der zahllosen Zigaretten. Es war auffallend, daß das Café Select nur junge Leute zu seinen Gästen zählte. Sportlich und schlank saßen sie um die vielen kleinen Tische, begrüßten sich, nickten sich zu und schienen gut Freund miteinander. Ein paar Straßenecken weiter, in dem mit buntem Mar-

mor verzierten Café Odeon saßen die Prominenten, die, die es schon zu etwas gebracht hatten; hier im Select waren nur Anfänger mit großen Plänen und kleinen Erfolgen. Sie gingen alle gern ins Theater, malten, dichteten, musizierten und spendeten sich gegenseitig eifrig Beifall, weil jeder von ihnen wußte, wie schwer es ist, darauf zu warten, bis man den Applaus der großen Welt da draußen zugebilligt bekam.

Gaston Meyrat gehörte auch zur großen Select-Familie. Ein gutes Dutzend Hände hatte er zu schütteln, bis er sich auf dem von Trudi mühsam eroberten Platz ausruhen konnte. Ernst und einsilbig saß er vor seinem Kaffee-noir. Wenn Herbert ihn anschauen wollte, wichen Gastons schwermütige, braune Augen ängstlich aus. Seine schmalen, unruhigen Hände beschäftigten sich mit einem Trinkhalm, den er in kleine Streifen auseinanderriß. Er sah auffällig oft auf seine Armbanduhr, schüttelte dabei verständnislos den Kopf. Trudi ärgerte sich über ihn, denn er verdaß ihr die ganze Stimmung, die seit dem reichlichen Abendbrot da draußen ganz besonders freundlich war. Und als er dann noch einen Grund für seine Unruhe angab, einen dummen und läppischen Grund, wie sie meinte, wurde sie noch ärgerlicher. Schön, er hätte eigentlich heute zu arbeiten gehabt, und nur weil Frau Zerkin ihn besonders dringlich gebeten hatte, bei irgendeiner bekannten Familie in der Stadt ein Buch abzuholen, war er fortgegangen. Und als er dann zu diesen Leuten kam, hatte sich der ganze Auftrag als ein Irrtum herausgestellt. Niemand wußte etwas von dem besagten Buch, und daß man es Frau Zerkin versprochen hatte, war schon deswegen unmöglich, weil man es gar nicht besaß. Aber dadurch brauchte man sich doch nicht die Laune verderben zu lassen. Das war doch keine Angele-

Des patineuses-étoiles sous le soleil de St-Moritz

De gauche à droite: Inge Manger (Suisse), Susi Demoll (Allemagne), Helge et Ingeborg Brands (Angleterre), Maja Heek (Suisse), Hazel Franklin (Angleterre), Vivien Holten (Suède), Deryl Stiles, Gladys Jaffir, Patsy Sheridan (Angleterre) et Angela Anderes, championne suisse.

genheit! Und Gaston sollte doch die unkontrollierbarem Launen dieser Frau Zerkin allmählich kennen. Unvorsichtigerweise sprach das Trudi aus.

«Ich verstehe nicht, daß die Extravaganzen dieser Dame Sie immer noch beunruhigen», meinte sie, und es klang härter als sie beabsichtigt hatte. Herbert fuhr etwas zusammen. Das hätte sie nicht sagen dürfen. Sie wußte doch, wie empfindlich Gaston war, wenn es sich um Frau Zerkin handelte.

Versorgt ließ Gaston den Strohhalm fallen. «Bitte, lassen Sie das doch», sagte er gequält. Trudi bereute bereits ihre Unvorsichtigkeit. Sie saßen schweigend da und rührten in ihrem Kaffee.

Gaston ging zum Telefon. Es ließ ihm keine Ruhe, er wollte noch einmal mit Frau Zerkin sprechen. Das Zimmermädchen Elisabeth meldete sich. Nein, die gnädige Frau sei nicht ausgegangen. Sie habe sich in das Terrassenzimmer zurückgezogen und spiele gerade Fagott. Ob Herr Meyrat es denn nicht höre? Gaston hörte es. Ein schwermütige, gedämpfte Kadenz, die er kannte: es war eine Sarabande von Händel. Frau Zerkin hatte sie in den letzten Tagen ziemlich oft gespielt. «Rufen Sie bitte die gnädige Frau an den Apparat.» Das Mädchen zögerte etwas, dann ging sie. Etwas verzerrt klangen die Töne aus dem Hörer. Traurig und zitternd glitten sie auf und ab. Seltsam, dachte Gaston, danach hat man früher getanzt. Ihm klang es, als würde jemand zu Grabe getragen.

«Frau Zerkin öffnet nicht», kam plötzlich Elisabeths Stimme wieder. «Sie hat sich eingeschlossen. Zweimal hab ich geklopft. Doch sie gibt keine Antwort.»

Nachdenklich hing Gaston den Hörer ein. Die Auskunft hatte ihn nicht beruhigt.

Trudi tat ihr Bestes, um den Fehler von vorhin wieder gut zu machen. Unbekümmert und unentwegt erzählte sie kleine, heitere Geschichten von dem dicken Herrn Loos und dem alten klapprigen Bürovorsteher Zinsheimer. Aber es half alles nichts. Gaston zerpfückte einen zweiten Strohhalm und war sichtlich nicht bei der Sache.

«Sie spielt jetzt oft so spät am Abend», sagte er unvermittelt. «Es ist doch schon Viertel nach 10.»

Ehe man noch etwas antworten konnte, trat der Zigarttenboy an Herbert heran. «Sie werden dringend am Apparat verlangt, Herr Hößlin», sagte er geheimnisvoll.

Ungeduldig warteten die beiden Zurückgebliebenen. «Jetzt werde ich auch noch nervös», stellte Trudi fest. «Ist ja auch kein Wunder. Bei all dieser Unruhe.»

Bleich und etwas aufgeregt kam Herbert schon nach einer Minute aus der Telephonzelle zurück. «Ich muß sofort weg», sagte er hastig. «Das ist ja kaum zu glauben...»

«Was ist kaum zu glauben?» rief Trudi lauter, als sie gewollt hatte. Ein junger Mann vom Nebentisch schielte neugierig zu ihr hin.

«Nicht so laut», flüsterte Herbert. «Es müssen nicht alle Leute hören, daß ein Unglück geschehen ist.»

Gaston stand brüsk auf. Die zerbrochenen Strohhalm lagen wirr auf dem kleinen Tisch. «Nimm mich mit, Herbert», sagte er heiser. Herbert schlüpfte in den Mantel. «Du weißt doch noch gar nichts», murmelte er, «aber ich weiß es auch noch nicht recht. Setz deinen Hut auf, Trudi. Erinnerst du dich noch an den Bernd Schwyzer?»

«Was ist denn mit dem?» erkundigte sich Trudi ängstlich und voller Eile, denn Herbert sprang schon die Stufen hinunter und stürmte aus dem Café. Als sie draußen standen und der Wind ihnen die frische Seeluft zutrug, sagte Herbert endlich: «Der Bernd rief eben an. Es ist etwas passiert am See. Er redete so schnell und aufgeregt, daß ich kaum etwas verstehen konnte. Es ist irgend etwas explodiert...»

Ein Kiosk und ein Mann im grünen Schlafrock.

«Nette Bescherung», murmelte Kriminalkommissar Wienert trocken, während er über die raudenden Holz-

trümmer blickte, die sich vor seinen Füßen türmten. — In gezierender Entfernung säumte eine immer größer werdende schwarze Menschenmenge den Platz, auf dem schwelende Holzteile, halbverbrannte Papierfetzen, verkohlte Zigarren und geschwärzte farbige Plakate wild herumlagen. Es roch leise nach Tannenholz, und Kommissar Wienert mußte unsinnigerweise an Weihnachten denken, wenn der Tannenbaum an der Spitze ein bißchen durch die Kerzen versengt worden war. Aber dies hatte gar nichts Weihnachtliches an sich. Die Menschenmenge vergrößerte sich mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit. Man konnte glauben, die halbe Stadt hätte am Abend nichts anderes zu tun, als gerade hier, vor dieser eleganten Villa am See spazieren zu gehen.

Wienert warf einen raschen Blick auf die Menschenmenge. «Bächlin», brüllte er dann heftig.

Ein baumlangler Polizist meldete sich. «Jagen Sie die Leute fort», murmelte Wienert halblaut. «Den Portier, den jungen Burschen und die beiden Angestellten aus der Villa lassen Sie hier.»

(Fortsetzung folgt)



Gepflegte Frauen sind begehrte Frauen

Es kostet so wenig und bedeutet so viel, eine gepflegte Frau zu sein.

Alles was Sie zur Hautpflege benötigen, bietet Ihnen die Hygis-Serie. Die diskret duftende, hautbelebende Hygis-Crème, die herrlich schäumende Hygis-Seife, der feine Hygis-Puder, das begehrte Hygis-Toilettenwasser, das Hygis-Schönheitsöl und die Hygis-Tropfen zur Bekämpfung der unangenehmen Transpiration.

Die 90 jährige Erfahrung der Firma Clermont et Fouet in der kosmetischen Branche und die ständige Anpassung an die neuesten wissenschaftlichen Forschungen garantieren erstklassige Qualität.

Die guten HYGIS-Produkte kaufen Sie in allen einschlägigen Geschäften.

HYGIS-Crème	Fr. 1.50
HYGIS-Seife	Fr. .80
HYGIS-Puder	Fr. .75
HYGIS-Toilettenwasser	Fr. 3.25
HYGIS-Schönheitsöl	Fr. 2.-

CLERMONT ET FOUET
PARIS GENÈVE

Wer an Gicht

Gichtmolen, Gelenk- und Muskelrheumatismus

Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das Medizin- u. Naturheilinstitut Niederurnen (Ziegelbrücke). Gegründet 1903. Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.



Zum Tee

Schnelli

Petit-Beurre



dann sind Sie gut bedient. In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.

Angehörigen und Freunden im Ausland

ist die «Zürcher Illustrierte» jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie ihnen diese Freude.

Auslands-Abonnementspreise:

Jährlich Fr. 16.70, bzw. Fr. 19.80, halbjährl. Fr. 8.65, bzw. Fr. 10.20, vierteljährl. Fr. 4.50, bzw. Fr. 5.25.



Um das begonnene Werk, die Arbeitsbeschaffung durch Renovierung des berühmten Freuler-Palastes und Errichtung eines Heimatmuseums, rasch vollenden zu können, hat die h. Regierung des Kantons Glarus die Bewilligung erteilt zu einer 2. Freuler-Palast-Lotterie.

Verkleinerte Ausgabe von nur 60000 Losen (6000 Serien), deshalb rasche Abwicklung sicher. Große Gewinnchancen, total 6076 Treffer mit einer Summe von Fr. 310800.-

Haupttreffer

Fr. 100 000.-

Lospreis Fr. 10.-, Serie von 10 Losen mit garantiertem Treffer Fr. 100.-, Auszahlung der Gewinne in bar ohne Steuerabzug nach allen Kantonen durch die Glarner Kantonalbank.

Wenn Sie sich sofort entschließen, profitieren Sie zudem — ohne Mehr- Fr. 10000.- kosten — von der Chance der Zwischenziehung von

Lieferung gegen Nachnahme oder Voreinzahlung auf Postscheck-Konto (Kas. 689) (plus Porto von 40 Rp.) diskret durch

2. Freuler Palast Lotterie

Postfach 120 GLARUS
Der Losverkauf ist nur in und nach den Kantonen Glarus und Uri bewilligt.
Gutachten Nr. 7079



Hanauer Höhensonne

Die Bestrahlungen können von Gesunden jederzeit genommen werden, Kranke dagegen gehören in die Hände des Arztes!